

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Junges Leben.

Von Julius Hammer.

Es' nicht den Traum der Kinder,
Wenn eine Luft sie herzt;
Aber Weh schmerzt sie nicht minder,
Als dich das deine schmerzt!

Es trägt wohl mancher Alte,
Des Alters Längst nicht mehr stammmt.
Im Anblick eine Falte,
Die aus der Kindheit stammmt.

Leicht weilt die Blum' es' Abend,
Weil achlos du verweilt.
Den Tropfen Tau, der lachend
Am Morgen sie erfreicht.

Jüngchen.

Skizze von Edith Stepen.

Er war sehr häßlich, daran war gar nicht zu zweifeln, aber er hatte einen so schönen Charakter, daß jeder ihn gern mochte. Am meisten liebten ihn die Kinder, denn er ließ sich von ihnen alles gefallen und war trotz seines vorgeschrittenen Alters immer noch ein famoser Spielkamerad.

Wie Jüngchens ausseh' eine Beschreibung ist nicht leicht. Seine Mutter war wohl eine Art Fortierier, nur alles andere als schön, und sein Vater hatte irgend etwas sein können vom Polizeihund bis Spitz. Jüngchens Haar war vorstlig und graumeliert; sein Schwanz war gerade lang genug, um damit seiner Freude Ausdruck geben zu können, und er machte reichlich Gebrauch davon; seine Augen waren die Fenster seines treuen Hundehergens. Er hinterließ ein wenig, und sein Gesicht hatte mit den Jahren geklirt, er war aber immerhin noch recht munter und wachsam.

Auch Jüngchens Frauchen war nicht schön. Sie war sehr klein, und eine Schulter war höher als die andere, aber er liebte sie über alles, er ging für sie durchs Feuer, denn er konnte nie vergessen, daß sie ihn vor einem grausamen Tod gerettet hatte.

Fraulein Stepany lebte seit 20 Jahren in Berlin und bewohnte seit neun Jahren dieselbe Wohnung. Eigentlich konnte man es eine Wohnung nicht nennen, das winzige Stübchen unter dem Dach in einem Teil von Alt-Berlin, der bald auf immer verschwinden wird. Fraulein Stepany hatte sich so heimlich eingerichtet, wie es nur möglich war. Die Hauptmöbel bestanden aus einem Bettchen, einer alten Nähmaschine unter dem kleinsten Fenster, einem Stuhl und Tisch und Jüngchens Korb dicht am Ofen. Seine Herin war nicht mehr jung, als sie mit ihrem Vater nach Berlin zog. Sie hatte die Himat — ein mächtiges Dorf — sehr lieb und konnte sich nie an die Großstadtluft und den Lärm gewöhnen. Herr Stepany aber mochte es, und Eulalie fügte sich wie immer dem Wunsch ihres angebeteten Vaters. Er war 2 Jahre gewesen, ein Mann, wie sich seine Tochter stets gern und stolz erinnerte, von Bildung. Mein Vater war Lehrer“, sagte sie bitter in späteren Jahren, und sie sagte die Worte mit gebrochenem Haupte und einer gewissen Bescheidenheit. Es war ungefähr, als wenn sie sagen wollte: „Mein Vater war Feldmarschall, aber ich will mich Euch gegenüber deswegen nicht hervorhoben.“

Berlin hatte es Stepany angetan. Ein Träumen von Natur, schmeigte er in den Museen und Bibliotheken, bis sein bißchen Vermögen alle war. Eine Anstellung fand er nicht, und er fristete ein kümmerliches Dasein mit Stundenarbeiten und desgleichen, während Eulalie sich als Kinderfräulein vermietete. Dann erkrankte er und starb, und sie war allein in der Welt.

Als das Schreckliche verdrückt war und die Kosten mit großer Schwierigkeit gedeckt waren, bezog Fraulein Stepany das kleine Zimmer, wo sie jetzt wohnte. Sie hatte kein Glück mehr mit Kindern, sie war zu ernst geworden und zu häßlich, und sie bemühte sich, Näh- und Ausbesserungsarbeit zu bekommen. Allmählich wurde das kleine budlige Fräulein in der Nachbarschaft als fleißig und gewissenhaft bekannt, vor allen Dingen arbeitete sie sehr billig, und so lebte sie ihr einsames Leben weiter. Sie hatte keine Freunde, sie konnte nicht vergessen, daß sie besser, jünger gekannt hatte, und die Armutlichkeit ihrer Wohnung verlorde sie so viel wie möglich sogar vor ihren Hausthüren, so daß sie mit der Zeit wurde sie als „etwas wunderbar“ bezeichnet.

Dann kam Jüngchen. Eines Tages als die kleine Ausbesserin gerade Arbeit abgelehrt hatte, begegnete sie nahe dem Opernhaus einer sehr kleinen, dünnen Frau mit grauem Haar. Eine davon trug einen alten Einsteleford, woraus ein schwarzes Quitten kam. Sie vernahm im Vorübergehen die Worte: „Tei wird ulig sein, wenn er schwimmt.“

„Was — ist — mir?“ rorterte sie, und eilte fort und lebend in jedem Glied, sagte sie sich auf's Bett. Sie rieb verzweifelt die Augen. Alles dies nebelig. Dann legte sie ihre Weisse auf und sah nach der alten Uhr. Die großen Ziffern konnten sie gerade lesen. Es war bald neun Uhr am hellen Julimorgen!

Wie im Bann sah sie da. Sich anzukleiden, war sie nicht imstande. Jetzt erinnerte sie sich, daß ihre Augen in der letzten Zeit immer schlechter geworden waren, sie dachte, die Weisse wäre daran schuld.

Fraulein Stepany hielt die Kinder an. „Was wollt Ihr mit dem Tier machen?“ sagte sie streng, ihre Schüchternheit vergessend. Zuerst wurde sie verhöhnt, dann fragte sie der Knabe, der den Korb trug, ob sie den Hund kaufen wollte, sonst sollte er ersaufen. Sie sah sich das Tierchen an. Es war ein winziges, unschönes Exemplar, aber seine blauen Puppenaugen guckten treuherzig in die ihrigen, und er hörte auf zu quilen.

Die Ausbesserungsarbeit hatte 1,25 Mark gemacht, und Fräulein Stepany wollte mehrere Tage davon leben. Sie zog ihr schüßiges Portemonnaie aus der Tasche und zählte fünf Zehnpennigstücke.

„Mehr kann ich Dir nicht geben“, sagte sie.

Der Knabe war großmütig. Er nahm das Geld und übergab dem kleinen Fräulein das Tier.

Sie hielt es fest unter ihrer Jacke, denn der Tag war kalt, und rannte fast nach Hause. Außer Atem stieg sie den letzten Absatz empor und drehte mit zitternden Fingern den Schlüssel um, die Tür hinter sich wieder schließend. Dann legte sie das kleine Geschöpf auf ihr Bett und triete vor ihm nieder. Sie streichelte sein Köpfchen und den weichen, runden Körper mit ihrer knochigen Hand. Er spielte in seiner Babypart mit ihr und biß sie sanft mit den weißen spitzen Zähnen. Eulalie hatte das Lachen fast verlernt, aber jetzt lachte sie aus vollem Halse ein-, zwei-, dreimal, dann nahm sie plötzlich das ungelente Tierchen und preßte es gegen ihre Brust und küßte es, während eine Träne nach der anderen ihre dünnen Wangen herabrollte. Es waren aber Freudentränen. Sie war nicht mehr allein!

Von der Stunde an waren Fräulein Stepany und ihr Hündchen unzertrennlich. Jüngchen nannte sie ihn, und stolz nannte sie sich Frau, als sie mit ihm sprach. Alles teilten sie sich, aber Jüngchen bekam stets die größere Portion Milch und Brot, besonders als er klein war. Sonntags bekam er immer Fleisch, ein saftiges Beefsteak von dem Hochschlächter an der Ecke, und wenn das Geld langte, ob sein Frauchen auch eins, allein sie hatte nie viel Appetit und erzählte Jüngchen, ein Zeller Brotzuppe wäre für sie ebenso gut und käme bedeutend billiger. Jüngchen dagegen hatte einen ausgezeichneten Appetit, und manchmal war er sogar nicht ganz satt. Als er älter wurde, ließ er jedoch Frauchen das nie merken, denn er wußte, es würde sie traurig machen; und sie über ihre Schicksalschläge hinwegzutrotzen und sie aufzubehalten, betrachtete Jüngchen als seine Lebensaufgabe.

Lange war Jüngchen nicht in sein neues Heim eingezogen, als der Steuerheber kam. Fräulein Stepany müßte 20 Mark im Jahre für ihren Liebving bezahlen. Daran hatte sie eigentlich nicht gedacht. Es half alles nicht, daß sie erzählte, er wäre sonst eines grausamen Todes gestorben, daß er über ihre Wohnung in ihrer Abwesenheit wachte und schlieflich, daß sie mal gelesen hätte, die Hundsteuer in England betrage nur 7,50 Mark. Der Mann des Befehles lächelte höhnisch. Sie müßte zahlen oder — und seine Herrin schauerte und zählte. Es fiel ihr schwer, sehr schwer, aber es gelang ihr mit vielen Entbehrungen, und Jüngchens Bleckmarke klapperte heiter gegen das kleine Holzband, das Fräulein Stepany in der ersten Freude mit verschwenderischem Aufwand gekauft hatte.

Eines schönen Sommermorgens schliefen Jüngchen und sein Frauchen, bis die Sonne durch das kleine, sauberegeputzte Fensterlein schon lange lachte. Das war für Jüngchen nichts Außergewöhnliches, denn er war acht Jahre alt und stand gern etwas späat auf. Aber seine Herrin war stets früh auf den Beinen.

Sie stand nun auf und schaute erstaunt um sich. „Wie ist es heute finster“, dachte sie, „es muß neblig draußen sein.“ Sie sah nach dem blauen Himmel und dann, lachte, um Jüngchen nicht zu hören, suchte sie Streichhölzer und steckte die Kerze an.

Fraulein Stepany winkelte mit den Augen. Sie sah nur einen malten, gelblichen Schimmer.

„Was — ist — mir?“ rorterte sie, und eilte fort und lebend in jedem Glied, sagte sie sich auf's Bett. Sie rieb verzweifelt die Augen. Alles dies nebelig. Dann legte sie ihre Weisse auf und sah nach der alten Uhr. Die großen Ziffern konnten sie gerade lesen. Es war bald neun Uhr am hellen Julimorgen!

Wie im Bann sah sie da. Sich anzukleiden, war sie nicht imstande. Jetzt erinnerte sie sich, daß ihre Augen in der letzten Zeit immer schlechter geworden waren, sie dachte, die Weisse wäre daran schuld.

„Es ist der Anfang vom Ende.“

flüsterle sie in stummer Verzweiflung, „der Anfang vom Ende!“

So sah sie da, bis Jüngchen aufwachte. Er war sichtlich überrascht, sein Frauchen noch im besten Regellege zu sehen, begrüßte sie aber wie immer sehr herzlich. Fräulein Stepany breitete ihre dünnen Arme aus und preßte ihren Liebving eng, eng an ihre Herz. „Ach Jüngchen! — Jüngchen! — Jüngchen!“ — kam es langgezogen, wehlagend aus den blaffen Rippen. Dann setzte sie ihn auf die Erde und zog sich langsam an.

Später ging sie in die Augenklinik. Sie bekam eine sehr scharfe Brille, aber die half nicht viel. Der Arzt, als er hörte, daß sie ihren Lebensunterhalt durch Nähen verdiente, sah die kleine, budlige Person mitteilidig an.

„Haben Sie nichts zurückgelegt?“ fragte er freundlich.

„Leider nein, Herr Professor“, erwiderte Fräulein Stepany, „mein Vater war Lehrer. Er war lange krank.“

„Sie haben doch sicherlich Verwandte, nicht wahr, die Ihnen helfen können?“

„Das auch nicht“, antwortete sie leise, „mein Vater und ich waren allein in der Welt.“

Der freundliche Arzt meinte, sie solle sich an die Armenkommission wenden und nach einiger Zeit ihn wieder besuchen.

Fraulein Stepany bedankte sich höflich und ging langsam nach Hause. Sie wußte alles —

Als sie ganz jung war, glaubte sie an Gott. Herr Stepany sagte, bevor er starb: „Früher dachte ich, es gäbe einen Gott, einen gütigen Gott, Voll, aber jetzt weiß ich, daß es entweder keinen gibt, oder er ist laus, und ein lauter Gott ist nicht zu gebrauchen. Also, Voll, vertraue auf Dich selber und nicht auf Gott!“ Fräulein Stepany hielt diese letzten Worte ihres Vaters für logisch und machte es zum Prinzip, seinem Rat zu folgen.

Es vergingen einige Tage. Sie ging nicht viel fort, nur wenn Jüngchens Gesundheitszustand sie verlangte. Eines Tages sprach sie auf der Straße ein Nachbarkind an, das den Hund im Vorübergehen streichelte.

„Möchtest Du Jüngchen haben? Ganz für Dich? Ich — ich verzeihe nämlich — zu meinen Verwandten und kann ihn nicht mitnehmen.“

„Wirklich, Fräulein? Et, das wäre fein! Ich werde gleich Mutter fragen.“

„Du kannst mir die Antwort nachher bringen“, sagte Fräulein Stepany und ging hinauf.

Wald klopfte es an ihrer Tür. Sie öffnete wie immer nur eine Spalte, durch die zwei Kinderaugen neugierig guckten.

„Mutter läßt sagen, Fräulein, sie würde Jüngchen gerne nehmen, aber sie kann die Hundsteuer nicht bezahlen. Es ist sehr schade“, fügte die Kleine hinzu.

„Ja, es ist sehr schade“, wiederholte Fräulein Stepany tonlos und schloß die Tür wieder zu.

Sie sah sich um. Das Zimmer war merkwürdig leer geworden. Eigentlich fehlte so ziemlich alles. Nur das Bettchen und Jüngchens Korb und ein paar Kleinigkeiten waren noch vorhanden.

Sie küßte Jüngchen zärtlich mehrere Male. „Ach ja, die Steuer!“ sagte sie leise.

Die kleine Ausbesserin schloß diese Nacht gar nicht. Jüngchen war auch immerzu wach. Er fühlte, daß es mit seinem geliebten Frauchen nicht ganz in Ordnung war, und er dachte lange nach, was sie nur haben könnte und was er für sie tun könnte. Endlich verließ er seinen Korb und legte sich zu ihr und seufzte zufriedener, als sie mit ihrer weißen Hand seinen Kopf streichelte.

Es war noch ziemlich früh am Tage, als Fräulein Stepany, die sich nicht ausgezogen hatte, auffand und die Treppe vorsichtig hinunterging. Ueber die Straße ging sie zum Milchseller und forderte einen halben Liter.

Tränen rollten ihre Wangen herab. „Ach Jüngchen, mein liebes, liebes Jüngchen, Du mußt trinken! Es ist kein anderer Ausweg. Tue es mir zuliebe, Jüngchen! Du mußt trinken, hörst Du, Du mußt!“ Aus ihrer sanften Stimme wurde ein rauher Schmerzensschrei.

Jüngchen sah entsetzt zu ihr auf mit seinen treuen Augen. Hier ging doch etwas vor, was ihm zu schwer verständig war. Eins war ihm nur klar: Frauchen wollte durchaus, daß er die ekelhafte Milch tranken sollte. Und ihre Zügelte tat er dies. Er leerte den Napf in großen, schnellen Zügen, weil ihm dabei übel wurde.

Fraulein Stepany's Augen leuchteten merkwürdig. Liebstodend nahm sie ihn in ihre Arme und legte sich mit ihm auf das Bett. Bischnell nahm sie dann eine kleine Flasche und setzte sie an ihre Lippen.

Wald wurde es still, sehr still in der winzigen Dachstube. Keiner hörte diese Stille zwei Tage lang, und dann wurden die Nachbarn besorgt. Die Polizei wurde benachrichtigt und die Tür erbrochen.

Fraulein Stepany und Jüngchen lagen zusammen und schliefen fest — den ewigen Schlaf. Um den Mund der budligen kleinen Näherin lag ein seltsam glückliches Lächeln, wie es keiner im Leben da gesehen hatte. Es machte ihr Gesicht beinahe schön.

Der Familientag.

Skizze von Hse-Dore Tanner.

Der Geheime Regierungsrat Bernhard Schlintwiy ließ mehrmals seinen weichen, graumelierten Spitzbart durch die wohlgepflegte Linke gleiten, während seine scharfen, grauen Augen die gesamte Tafelrunde noch einmal wie prüfend überflogen, ehe er seine Rede anhub.

Alle Augen hingen an ihm, dem Oberhaupt der Familie, und es war so still, daß man die berühmte Stednabel hätte zu Boden fallen hören.

„Liebe Verwandte“, begann er mit wohlklingender Stimme, „mit hoher Freude heße ich euch heute zum zehntennal auf dem Familientag der Familie Schlintwiy willkommen, und wie ich mit Vergnügen feststellen kann: es sind alle vollzählig erschienen, die sich der Familie Schlintwiy zurechnen dürfen, und zum erstenmal sehen wir heute auch die Witwe unseres lieben Vaters Berthold Schlintwiy und ihre Kinder unter uns.“

Ihr machte der Geheime eine kleine Pause, und seine Augen hefteten sich für einen Augenblick auf die kleine, schwächliche Frauengestalt im altmodischen schwarzen Seidenkleide, die bei seinen Worten heftig errötet war und in köstlicher Verlegenheit so etwas wie eine kleine Verbeugung machte, und gingen dann weiter zu Grete Schlintwiy, der hübschen, jungen, etwas bleichen Lehrerin, die zwischen dem Leutnant Bernd und dem Referendar Walter Schlintwiy saß, und zu Friz Schlintwiy, dem langen Sekundaner, der ganz am unteren Ende der Tafel seinen Platz gefunden hatte. Und der Geheime sprach weiter von all den Vorzügen der Familie Schlintwiy, von dem Glück, ihr angehören zu dürfen, und wenn wir auch keine adlige Familie sind,“ sagte er, „so dürfen wir uns wohl rühmen, adlige Gefinnung zu pflegen. Bei uns gilt der Grundsatz: „Alle für einen und einer für alle“, den wir hauptsächlich auch der jüngeren Generation einprägen wollen, daß er ihr in Fleisch und Blut übergeht; und daß der Familientag es als seine vornehmste Aufgabe betrachtet, ein Wort der Mithen und Wäfen zu sein, das nicht ihr alle, die ihr hier am Tische sitzt, und er verbreitete sich weiter über dieses Thema, sagte, daß es einer der Zwecke des Familientages sei, wichtige Angelegenheiten, Räte und Sorgen der Familie auf ihm zu besprechen.

Frau Marie aber, der Witwe Berthold Schlintwiy, liefen unaußhaltbar die Tränen über das vergrämte Gesicht. Hätte sie das gehört, dieses Familiengefühl, diese Güte und Liebesswürdigkeit! Kännst schon hätte sie dann ihre Schüchternheit überwand und wäre zum Familientag hergefahren, die Borteile hätten die Kosten der Fahrt ausgeglichen. Wir gut, daß sie Grete wegen nach Berlin ziehen und so schlechterdings hingelen mußte. Wie viel Sorgen, wie viel Kummer und schlaflose Nächte wären ihr erspart geblieben, wenn sie sich unter dem Schutz des Familientags gestellt hätte.

Und während der Geheime unter allgemeiner Rührung damit schloß, daß man auch weiterhin Stab und Stütze der Schwachen und Bedrängten in der Familie sein und treu zusammenhalten wolle, was auch immer kommen möge, dachte sie flüchtig daran, wie unbegreiflich es sei, daß ihr Mann in fast gar keiner Verbindung mit den Schlintwiyens geblieben war.

Sie wußte nicht, daß Berthold Schlintwiy von jeher so etwas wie ein Schandfled gewesen. Er war zweimal durchs Abiturium gefallen, was seit Menschengedenken nicht in der Familie vorgekommen, und dann hatte er nicht einmal Offizier werden oder als Bolondär auf Ostel Gustav's Landgut eintreten wollen, sondern er hatte Schreiberdienste auf einer Redaktion getan und nebenbei überspannte, übertrüchte Gedichte gemacht, die ersaunlicherweise gedruckt wurden. Aber merkwürdigerweise schien ihm das Schreiben — er schrieb auch Profasachen — etwas einzubringen, denn niemals hatte er die Verwandschaft angepumpt. Und dann heiratete er ein Mädchen ohne Familie, eine Telefonistin, was auch noch niemals bei den Schlintwiyens vorgekommen war, und als er nach fünfzehnjähriger Ehe starb, hinterließ er den Seinen nichts, weder Vermögen noch Titel noch Verbindungen.

Und seine Witwe und seine beiden Kinder waren nun heute zum erstenmal der Einladung zum Familientag gefolgt.

Nach Tisch, als man sich in die Nebentäume des eleganten Hotels verteilte, die Jugend ein Längchen wegte, und die älteren Herren rauchten, sah Frau Marie verlassen in einer Ecke. Sie war etwas müde von dem guten Essen und den schweren Weinen, an die sie nicht gewöhnt war, und sie wagte auch nicht, eine der impopulanten, juwelengeschmückten Cousinen anzusprechen. So mußte sie warten, ob sich jemand um sie kümmern würde.

Und wirklich, es dauerte nicht lange, so kam das Oberhaupt der Schlintwiyen, der Geheime Bernhard Schlintwiy, durch den Saal und setzte sich neben sie.

„Ich freue mich, Sie heute zum zehntennal auf unserem Familientag begrüßen zu dürfen, Frau Cousine“, sagte er freundlich, „ich hoffe, daß Sie ihn nun immer bewohnen werden.“

„Ja, nicht wahr?“ sagte Frau Marie lebhaft. „Wir haben bis vor einem Jahre in der kleinen Stadt gelebt, da sah sie ganz anders aus. Die Berliner Luft bekommt ihr nicht, sie ist bleischüchtig. Der Arzt meinte auch, sie brauche frische Luft und viel Milch.“

„Da hat der Mann recht, ist auch das allerbeste“, lachte Ostel Gustav vergnügt.

Frau Marie wurde sehr rot und kämpfte einen Augenblick mit sich, dann sagte sie lähn:

„Zu einer Reise für Grete habe ich leider nicht die Mittel, und da wollte ich Sie bitten, Ostel Gustav — Sie sollen ein so großes Haus haben und so gassfreundlich sein — ob Grete Sie in den großen Ferien nicht besuchen könnte. Sie ist so bescheiden und würde sich auch gern nützlich machen —“

Ostel Gustav's gutmütiges, rotes Gesicht wurde noch röter, er sah fast ängstlich zu seiner Frau hinüber, die lang und dürr und unfreudlich aussehend, neben der Geheimein sah, und dann auf seine beiden runden, rotblätigen, wenig anmutigen Zücher, die gerade neben der großen, hübschen Grete Schlintwiy standen, gänzlich unbedacht von dem Leutnant Bernd, der eifrig mit der neuen Cousine sprach. Und er dachte an all die Ermahnungen, die seine Ehehelferin ihm zu unzähligen Malen befreffa des Heranziehens anderer junger Mädchen gegeben.

„O ja, ja so gerne“, sagte Frau Marie und wurde rot vor Freude.

„Sie glauben ja nicht, wie schwer es ist für eine Witwe, so ganz allein zu stehen, niemand zu haben, an den sie sich um Rat wenden kann.“

Sie sah den Geheimein wie fragend an, aber er schweig und ließ nur seinen schöngepflegten Spitzbart durch die mit einem großen Schlitze geschmückte rechte Hand gleiten.

Da fuhr sie schüchtern, beinahe flatternd fort, während ihr Herz vor Angst klopfte:

„Sie werden es mir nicht übel nehmen, lieber Vetter, wenn ich gleich jetzt die Gelegenheit ergreife, um Ihnen eine Bitte vorzutragen. Ich — Grete ist ja nun angestellt und besorgt, aber bei ihrer Ausbildung ist fast alles drausgegangen, was mein guter Mann mir hinterlassen hat, und Friz ist noch Schüler — da dachte ich, weil ich jetzt nämlich meine Schwester mit mir habe, die den Haushalt besorgen kann, ich — ich wollte irgend etwas ergreifen, eine Stelle annehmen.“

Wieder sah sie ihn wie um Ermunigung bittend an, aber er schweig noch immer, und so fuhr sie noch leiser und schüchtern fort:

„Ich habe gehört, daß Sie so viele Verbindungen, einen großen Bekanntheitskreis haben — ich bin ganz fremd hier — ohne Empfehlungen nimmt einen niemand — ob Sie mir nicht vielleicht zu einer Stellung als Hausdame in einem Sanatorium oder einer Fremdenpension oder dergleichen verbehlen können?“

Der Geheimein lächelte mitteilidig; er ließ noch einige Augenblicke der Spannung verstreichen, ehe er mit seiner melodischen, weicher Stimme in bebauerndem Tonfall sagte:

„Liebe, verehrte Cousine, ich glaube, Sie sind noch sehr weitfernd, haben immer abseits vom Stampe des Lebens gestanden — Ich — ein Mann in meiner Stellung kann nur jemand empfehlen, über dessen Fähigkeiten er absolut orientiert ist, für den er sozusagen die Hand ins Feuer legen kann. Und — ohne selbstredend den geringsten Zweifel an Ihren Talenten ausdrücken zu wollen, ich sehe Sie heute zum ersten Male, Frau Cousine. Kann ich da irgend welche Garantien übernehmen? Nicht wahr, nein? Das müssen Sie doch selbst zugeben. Aber trotzdem — trotzdem natürlich, wenn ich von irgend einer Seite here, die mir besonders geneigt für Sie erscheint, so will ich selbstverständlich mein Möglichstes tun. Sie entscheiden, liebe Frau Cousine, mein Amt als Familienvater ruft mich fort. Auf Wiedersehen.“

„Ein Trid.“

Zu Newjork wettete unlängst ein Derr mit einem andern, daß er binnen einer Stunde eine junge Dame, die man eben im Hotel ankommen sah, freien, erobert und betreten würde. Die amerikanischen Obgesetze machen das durchaus möglich. Der Mann machte sich also mit der Dame bekannt, bald war der Antrag gestellt, die Dame sagte freudlich ja, der Geistliche wurde gerufen, und die beiden wurden innerhalb der gefeyelten Freit Mann und Frau. Die Witte war gewonnen. ... Anders Tags reihen die Reuermächten ab, um — ihren Teil von neuem zu versuchen; denn die beiden waren seit langem vermählt und hatten sich diesen einträglichen Schwundel zurechtgelegt. ...

„Realistisch.“ „It es wahr, daß in dem neuen realistischen Stadium des Hauptdarstellers wirklich ein Jahn gegangen wird?“

„Natürlich ist es wahr! Darum wird das Stück bald drei Mal aufgeführt, weil er nur noch drei Jahre hat!“

— und noch liebenswürdig mit der Hand zurückwinkend, ging er von dannen.

Frau Marie blieb mit dem Gefühl einer tiefen Beschämung zurück. Der Vetter hatte ja vollständig recht mit allem, was er gesagt hatte. Aber ihre Kinder sollten doch einen Nutzen haben von dem Schlintwiyens Familienfenn, von dem Familientag, der nur alle zwei Jahre stattfand, ihretwegen durfte sie nicht feige, nicht schüchtern sein.

Und als der joviale Ostel Gustav, der so dröhnend lachen konnte, zu ihr herantrat, nahm sie ihr Herz in beide Hände.

„Meine Kinder haben Sie, Frau Marie, sind beide dem guten Berthold wie aus dem Gesicht geschmitten. Aber das Tochterchen ist ein bißchen blaß, wie 'ne rechte kleine Großstadtplanze — hohoho!“ — lachte er.

„Ja, nicht wahr?“ sagte Frau Marie lebhaft. „Wir haben bis vor einem Jahre in der kleinen Stadt gelebt, da sah sie ganz anders aus. Die Berliner Luft bekommt ihr nicht, sie ist bleischüchtig. Der Arzt meinte auch, sie brauche frische Luft und viel Milch.“

„Da hat der Mann recht, ist auch das allerbeste“, lachte Ostel Gustav vergnügt.

Frau Marie wurde sehr rot und kämpfte einen Augenblick mit sich, dann sagte sie lähn:

„Zu einer Reise für Grete habe ich leider nicht die Mittel, und da wollte ich Sie bitten, Ostel Gustav — Sie sollen ein so großes Haus haben und so gassfreundlich sein — ob Grete Sie in den großen Ferien nicht besuchen könnte. Sie ist so bescheiden und würde sich auch gern nützlich machen —“

Ostel Gustav's gutmütiges, rotes Gesicht wurde noch röter, er sah fast ängstlich zu seiner Frau hinüber, die lang und dürr und unfreudlich aussehend, neben der Geheimein sah, und dann auf seine beiden runden, rotblätigen, wenig anmutigen Zücher, die gerade neben der großen, hübschen Grete Schlintwiy standen, gänzlich unbedacht von dem Leutnant Bernd, der eifrig mit der neuen Cousine sprach. Und er dachte an all die Ermahnungen, die seine Ehehelferin ihm zu unzähligen Malen befreffa des Heranziehens anderer junger Mädchen gegeben.

„O ja, ja so gerne“, sagte Frau Marie und wurde rot vor Freude.

„Sie glauben ja nicht, wie schwer es ist für eine Witwe, so ganz allein zu stehen, niemand zu haben, an den sie sich um Rat wenden kann.“

Sie sah den Geheimein wie fragend an, aber er schweig und ließ nur seinen schöngepflegten Spitzbart durch die mit einem großen Schlitze geschmückte rechte Hand gleiten.

Da fuhr sie schüchtern, beinahe flatternd fort, während ihr Herz vor Angst klopfte:

„Sie werden es mir nicht übel nehmen, lieber Vetter, wenn ich gleich jetzt die Gelegenheit ergreife, um Ihnen eine Bitte vorzutragen. Ich — Grete ist ja nun angestellt und besorgt, aber bei ihrer Ausbildung ist fast alles drausgegangen, was mein guter Mann mir hinterlassen hat, und Friz ist noch Schüler — da dachte ich, weil ich jetzt nämlich meine Schwester mit mir habe, die den Haushalt besorgen kann, ich — ich wollte irgend etwas ergreifen, eine Stelle annehmen.“

Wieder sah sie ihn wie um Ermunigung bittend an, aber er schweig noch immer, und so fuhr sie noch leiser und schüchtern fort:

„Ich habe gehört, daß Sie so viele Verbindungen, einen großen Bekanntheitskreis haben — ich bin ganz fremd hier — ohne Empfehlungen nimmt einen niemand — ob Sie mir nicht vielleicht zu einer Stellung als Hausdame in einem Sanatorium oder einer Fremdenpension oder dergleichen verbehlen können?“

Der Geheimein lächelte mitteilidig; er ließ noch einige Augenblicke der Spannung verstreichen, ehe er mit seiner melodischen, weicher Stimme in bebauerndem Tonfall sagte:

„Liebe, verehrte Cousine, ich glaube, Sie sind noch sehr weitfernd, haben immer abseits vom Stampe des Lebens gestanden — Ich — ein Mann in meiner Stellung kann nur jemand empfehlen, über dessen Fähigkeiten er absolut orientiert ist, für den er sozusagen die Hand ins Feuer legen kann. Und — ohne selbstredend den geringsten Zweifel an Ihren Talenten ausdrücken zu wollen, ich sehe Sie heute zum ersten Male, Frau Cousine. Kann ich da irgend welche Garantien übernehmen? Nicht wahr, nein? Das müssen Sie doch selbst zugeben. Aber trotzdem — trotzdem natürlich, wenn ich von irgend einer Seite here, die mir besonders geneigt für Sie erscheint, so will ich selbstverständlich mein Möglichstes tun. Sie entscheiden, liebe Frau Cousine, mein Amt als Familienvater ruft mich fort. Auf Wiedersehen.“

„Ein Trid.“

Zu Newjork wettete unlängst ein Derr mit einem andern, daß er binnen einer Stunde eine junge Dame, die man eben im Hotel ankommen sah, freien, erobert und betreten würde. Die amerikanischen Obgesetze machen das durchaus möglich. Der Mann machte sich also mit der Dame bekannt, bald war der Antrag gestellt, die Dame sagte freudlich ja, der Geistliche wurde gerufen, und die beiden wurden innerhalb der gefeyelten Freit Mann und Frau. Die Witte war gewonnen. ... Anders Tags reihen die Reuermächten ab, um — ihren Teil von neuem zu versuchen; denn die beiden waren seit langem vermählt und hatten sich diesen einträglichen Schwundel zurechtgelegt. ...